

Roswitha Lebzelter

Pädagogische Hochschule Niederösterreich, Campus Baden

im Gespräch mit

Maria Handl-Stelzhammer

Bildungsdirektion Niederösterreich, St. Pölten

Kinder und Jugendliche im Fokus

DOI: <https://doi.org/10.53349/sv.2021.i3.a123>



Der Begriff HOFFNUNGsschule hat gerade im Kontext einer gelebten Bildungsgerechtigkeit eine zentrale Bedeutung.

HR^m Maria Handl-Stelzhammer, MA, Schulqualitätsmanagerin im Fachstab der Bildungsdirektion Niederösterreich hat einige Jahrzehnte ihres pädagogischen Wirkens in die schulische Begleitung aller Kinder gestellt. Roswitha Lebzelter hat mit ihr anlässlich des letzten Schuljahres vor dem Antreten ihres Ruhestandes einen Rück- und Ausblick unternommen.

Foto: Andreas Handl

HOFFNUNGsschule – In Ihren verschiedenen Tätigkeiten haben Sie sehr unterschiedliche Erfahrungen mit Schule gesammelt und so möchte ich das Gespräch in Ihrer Kindheit beginnen lassen: Welche Hoffnung hatten Sie als Kind mit Schule verbunden?

Maria Handl-Stelzhammer: Für mich war schon als Kind immer klar, dass ich Lehrerin werden wollte. Ich bin gerne in die Schule gegangen, habe mit meinen sechs Geschwistern oft ,Schu-



le' gespielt und war dabei selbst immer die Lehrerin. Das ist eine Episode, die mir meine Geschwister gerade in den letzten Jahren immer wieder erzählen.

Ich habe die Schule genossen, ebenso die Freunde, die motivierenden Lehrer*innen, die sich auf uns eingelassen haben, die mit uns Kontakt gehalten, die uns motiviert haben. Dabei habe ich sogar in Kauf genommen, meine freie Zeit am Nachmittag u.a. mit Sportschwerpunkten in der Schule zu verbringen und erst abends nach Hause zu kommen. Dazu muss man wissen, dass ich täglich die 7 km zur Hauptschule mit dem Rad fahren musste. Nach der Pflichtschule war der Weg für mich weiterhin klar: Ich werde Lehrerin.

Sie haben schließlich als Lehrerin, Schulleiterin, Landesschulinspektorin gewirkt und sind nun als Qualitätsmanagerin im Fachstab der Bildungsdirektion Niederösterreich tätig. Retrospektiv: Welche Hoffnung hatten Sie mit diesen Berufsentscheidungen verbunden?

Nach der Matura war die Entscheidung zu treffen, welche Ausbildung ich mache bzw. welche Lehrerin ich werde. – Damals gab es erstmals die Möglichkeit des sechssemestrigen Studiums für das Lehramt an Sonderschulen, teilweise gemeinsam mit dem Lehramt für Volksschulen. Meine Entscheidung für die Sonderpädagogik war auch pragmatisch, da es viel zu wenige Sonderpädagog*innen gab. Damit verbunden war die Chance auf eine sofortige Anstellung.

In das sonderpädagogische Tätigkeitsfeld bin ich immer mehr hineingewachsen. In diesem Wachsen hat sich immer wieder neue Hoffnung und Bestätigung ergeben. Mir ist rasch bewusst geworden, dass ich eine Pädagogin für Kinder und Jugendliche sowie deren Familien sein möchte, die es nicht so leicht und einfach im Leben haben, für ALLE mit Schwierigkeiten und Hindernissen.

Ehrlich und vertrauensvoll zusammenarbeiten

Dieses Hineinwachsen hat sich durch mein gesamtes Berufsleben gezogen. Immer wieder haben sich neue Wege eröffnet, weitere Entscheidungen mussten getroffen werden. Ich erinnere mich noch gut an meinen Unterricht in einer mehrstufigen Sonderschulklasse mit Kindern mit Migrationshintergrund, an die vielen Herausforderungen, deretwegen ich weitere Ausbildungen absolvierte, an die Arbeit im Bereich Verhaltensauffälligkeit und an die zwölf Jahre, die ich auch im Krankenhaus als Heilstättenlehrerin unterrichtete. Das waren spannende und erkenntnisreiche Jahre, in denen ich die Vielfalt der Kinder und Jugendlichen mit ihren unterschiedlichen Erkrankungen und Lehrplänen kennenlernen durfte. Gleichzeitig konnte ich wertvolle Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit einer anderen Institution sammeln.

Als die Direktorin meiner Stammschule, einer Allgemeinen Sonderschule in Pension ging, war es ihr Wunsch, dass ich die Leitung übernehme. Nach kurzem Abwägen verband ich mit meiner Entscheidung auch die Hoffnung, auf einer neuen Ebene ein Stückchen besser FÜR unsere Kinder in der Sonderschule wirksam werden zu können. Ich war damals dreiunddreißig.



Durch die Integrationsbewegung wurden die Leiter*innen größerer Sonderschulen auch zu SPZ-Leiter*innen [Anm.: SPZ = Sonderpädagogisches Zentrum]. Dieser Rollenwechsel gab mir wiederum Hoffnung und zusätzlich die Chance, an weiteren Schulen und Schularten für die betroffenen Kinder begleitend und beratend wirksam werden zu können. Ich hatte das Glück, mit Bezirksschul- und Pflichtschulinspektor*innen stets ehrlich und vertrauensvoll zusammenarbeiten zu dürfen, etwas, das auch die Lehrerkollegien, die Eltern und Erziehungsberechtigten positiv wahrgenommen haben. Aus dieser intensiven gemeinsamen Arbeit mit dem regionalen Schulmanagement entwickelten sich etwa auch die Kindergarten-Übergangsgespräche, die wir in den „Neunzigern“ im Bezirk Scheibbs eingeführt und aufgebaut haben, die mittlerweile in ganz Niederösterreich etabliert sind.

Nach etlichen Jahren als Schul- und SPZ-Leiterin ergab sich mit dem Masterstudium für Schulentwicklung und Konfliktmanagement in Wien eine neue Möglichkeit der Weiterqualifizierung. Dieses berufsbegleitende Studium war echt fordernd und gleichzeitig ausgesprochen bereichernd. Ich war und bin noch immer stolz, dass ich es neben meiner Berufstätigkeit und meiner Familie in der vorgesehenen Zeit abschließen konnte – ein täglicher Balanceakt zwischen Berufstätigkeit, Familie und Studium.

Dann habe ich mich um die Stelle der Landesschulinspektorin beworben. Ich sollte die erste Frau in dieser Position im Pflichtschulbereich sein und war für diese Chance dankbar. Als wichtigen Vorsatz habe ich mir für diese Position mitgenommen, dass ich das Kind – den Ursprung meiner Tätigkeit – und die Bedürfnisse der Kinder und deren Familien immer im Mittelpunkt meines Handelns sehen und nie aus den Augen verlieren möchte.

Vor einigen Jahren ist nach einem einschlägigen Referat, das ich an der Pädagogischen Hochschule gehalten habe, ein Universitätsprofessor zu mir gekommen und hat erfreut gemeint: „Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich, dass Sie in Ihrer Tätigkeit noch immer das Kind im Fokus haben.“ Da wusste ich, der Weg ist noch der richtige und das soll er bis zum letzten Arbeitstag sein. Nur was beim Kind ankommt, rechtfertigt meinen/unseren Einsatz!

Was erhoffen Sie sich von Schule?

Ich hoffe, dass Schule immer eine HOFFNUNGsschule für alle Beteiligten sein kann, dass Schule Hoffnung gibt und Vertrauen fördert. Ich hoffe und vertraue darauf, dass wir zukünftig viele Pädagog*innen haben werden, die für die Vielfalt der Kinder in den Schulen aufgeschlossen sind, die den Mehrwert der Vielfalt erkennen können und diesen für die Kinder auch nützen. Dass wir Pädagog*innen haben, die mit Herz und pädagogischer Professionalität unterrichten, gelingende Beziehungen zu ihren Schüler*innen aufbauen können und die Kinder in der persönlichen Entwicklung derart stärken und unterstützen, dass sie nach Beendigung der Schule mit Selbstvertrauen ihren eigenständigen Weg finden, gehen und leben können. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich von Kindern mit sonderpädagogischem Förderbedarf, chronischen Erkrankungen oder anderen besonderen Bedürfnissen höre, dass sie hoffnungsfroh die Schule verlassen haben und ihr persönliches Leben gut meistern.



Wahrscheinlich ist es meinen beruflichen Erfahrungen geschuldet, dass mir beim Thema Hoffnung auch das Wort Hoffnungslosigkeit einfällt. Es gibt Momente, in denen Menschen hoffnungslos sind, insbesondere auch in schulischen Situationen. Ich hoffe und vertraue darauf, dass es in solchen Situationen Lehrer*innen gibt, die diesen Kindern und Jugendlichen neue Hoffnung geben können. Dieses Vertrauen in die Hoffnung ist ganz wesentlich für mich und gibt mir Zuversicht!

Welche Ihrer Hoffnungen im pädagogischen Bereich haben sich erfüllt?

Damit sich Hoffnungen im pädagogischen Bereich erfüllen, braucht es viel Ausdauer, Geduld und einen *sehr* langen Atem. Ich konnte tatsächlich viele berufliche Lichtblicke erleben. Momentaufnahmen dieser Lichtblicke sind etwa, wenn man mit Eltern spricht und erfährt, dass ihr Kind nach vielen schulischen Stolpersteinen einen passenden Job bekommen hat und er* sie erfolgreich und erfüllt lebt; wenn man von Jugendlichen während oder nach der Schulzeit ein ehrliches und offenes „Danke!“ erfährt.

Miteinander der Vielfalt

Reflektiere ich die Themen Inklusion und Integration, erlebe ich „Auf und Abs“, nehme aber in Summe durchaus Positives wahr. Wir haben in Niederösterreich sehr wohl viele Beispiele, wo dieses Miteinander der Vielfalt wirklich gut gelebt wird. Diese Schulen vor den Vorhang zu holen, wäre noch ein wichtiger Schritt und könnte jenen, die noch nicht den Zugang gefunden haben, neue Motivation geben. Dazu gehört auch das Thema des Einsatzes der Schulassistenten. Zahlreiche Gespräche zum Thema Schulassistenten, die ich geführt habe und führe, lassen mich hoffen, dass eine zufriedenstellende Lösung für den Einsatz von Schulassistent*innen gefunden werden kann, damit Pädagog*innen mit dieser Unterstützung ihrem grundlegenden Bildungsauftrag gerecht werden können.

Ist Schule für Sie ein Ort der Hoffnung?

Schule *möge* und *soll* immer Hoffnungsträgerin für Kinder und Jugendliche sein. Der Erfolg hängt – wie so oft – auch von den handelnden Personen an den jeweiligen Schulstandorten und letztlich von der Kultur des Miteinanders und der Schulkultur ab. Wenn ich in Schulen komme, entsteht an manchen Standorten sofort das Gefühl, hier selbst gerne Schülerin oder auch Pädagogin sein zu wollen.

Was dürfen Eltern und Erziehungsberechtigte von Kindern mit Behinderungserfahrungen von Schule erhoffen?

Ich wünsche mir und vertraue darauf, dass Eltern in Zukunft erwarten und erhoffen können, dass jede Schule gelingende Rahmenbedingungen und ein förderliches Lernklima auch für Kinder mit Behinderungen, Beeinträchtigungen und chronischen Erkrankungen anbieten kann. Es geht um die Hoffnung, dass Schule Kinder und Jugendliche mit ihren diversen unterschiedlichen Erfahrungen bestmöglich fördert, unterstützt und begleitet. Darunter verstehe



ich pädagogische, soziale, emotionale und seelische Förderung für gestärkte junge Menschen, die uneingeschränkte Wertschätzung erfahren durften und selbstverantwortlich und eigenständig ihren Weg gehen können.

„Dum vita est, spes est. – Solange das Leben währt, gibt es Hoffnung.“ Würden Sie diesen Satz, den Sie mir einmal auf einem Lesezeichen geschenkt haben, als eine Art Resümee Ihrer Tätigkeit im Schulbereich ansehen?

Ja, ich würde ihn als Resümee meiner Arbeit ansehen, ihn jedoch nicht auf das schulische Umfeld begrenzen, sondern auf das Leben insgesamt, auf die vielfältigen Lebensbereiche und Lebenssituationen erweitern. Wir brauchen stets Menschen, die Hoffnung geben, die hoffnungsvoll *leben*; die Hoffnung geben, auch wenn man selbst gerade nicht so hoffnungsvoll ist; die Hoffnung teilen können. Dafür werde ich mich weiterhin einsetzen.

Ich habe einen Gedanken von Václav Havel als Abschluss für unser Gespräch mitgebracht: „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“

Ja, genau! Mit dieser Gewissheit habe ich meine jahrelange Berufsarbeit gestalten und in meinen verschiedenen Tätigkeitsbereichen Hoffnung leben und vermitteln können.

So kann die Hoffnung zuversichtlich weiterleben. Dann wird es hoffentlich gut gewesen sein!

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Autorin

Roswitha Lebzelter, Prof.ⁱⁿ Mag.^a, MEd

studierte Pädagogik an der Universität Wien, Sonderschullehramt an der Pädagogischen Akademie Linz und Schulmanagement an der JKU Linz/PH Niederösterreich. Sie lehrt und forscht seit 2013 im Bereich Inklusion/Diversität, davor ab 1995 Lehrerin in Wien und Niederösterreich.

Kontakt: roswitha.lebzelter@ph-noe.ac.at